



In der Warteschleife

Nach der Machtübernahme der Taliban 2021 brachte der Krisenreporter WOLFGANG BAUER seine Helfer und ihre Familien von Afghanistan nach Reutlingen. Drei Jahre später fragt er sich, ob sie jemals ankommen können

Von Wolfgang Bauer, Die ZEIT, 29.05.2024

Ich bin verwirrt, auch verletzt, zornig, manchmal voller Wut, Gefühle, gegen die ich mich wehre, sie gehören sich nicht, sind im wahrsten Sinne ungehörig, denn welches Recht habe ich dazu: Diese Menschen sind keine ungezogenen Kinder. Schon gar nicht sind sie Kinder. Die zehn erwachsenen Frauen und Männer können mir womöglich mehr beibringen als ich ihnen. Sie haben mehr erlebt als ich, sprechen mehr Sprachen als ich. Von einem Tag auf den anderen sind sie vor zweieinhalb Jahren aus ihrer Heimat Afghanistan nach Deutschland katapultiert worden, mitten hinein in die Provinz, in der ich lebe, nach Reutlingen, einer schwäbischen Kleinstadt, in eine Kultur, die sie genauso wenig verstehen wie ich die ihre. All ihr Wissen, ihre Erfahrungen, nutzen ihnen jetzt nichts mehr, weil sie das Schicksal in eine ferne Welt zwang, die radikal anders funktioniert, so sehr anders, dass hier die Naturgesetze ausgehebelt zu sein scheinen.

In Afghanistan war ich ohne ihre Unterstützung hilflos wie ein Fisch ohne Wasser. Sie haben ihr Leben für mich riskiert. Ohne ihre Anleitung hätte ich ständig grundlegendste Regeln verletzt. Ohne sie hätte ich dort nicht eigenständig leben können. Ohne sie, um es deutlich zu sagen, hätte ich es oft nicht einmal auf die Toilette geschafft. Das ist die Wahrheit.

Das ist mein Mantra. Immer wieder habe ich mir es in den vergangenen Monaten aufgesagt, wenn ich von ihren Problemen gehört habe. Von ihren Schwierigkeiten in der Freiheit, zu der ich ihnen verholffen habe.



Fische ohne Wasser. Im Sommer 2021 nahmen die Taliban im Sturm die Hauptstadt Kabul ein. Menschenmassen stürmten zum Flughafen. Verzweifelte hängten sich an die Tragflächen startender Flugzeuge. Zehntausende wurden von einem Tag auf den anderen aus ihrem alten Leben gerissen, darunter die Gruppe, die jetzt in Reutlingen lebt, 33 Frauen und Männer, Kinder aller Altersklassen, die Familien unserer Übersetzer und Rechercheure, die die Berichterstattung der ZEIT aus Afghanistan vor Ort unterstützt hatten.

Sie hatten damals nur die Kleider, die sie trugen, mitnehmen können, nicht einmal einen Koffer. So kamen sie an. Nur wenige von ihnen waren bis dahin im Ausland gewesen. Die Frauen hatten ihr Leben fast ausschließlich in den Innenräumen weniger Häuser verbracht. Die meisten von ihnen hatte ich noch nie gesehen. Noch nie hatten die Frauen vor der Evakuierung nach Deutschland einen Laden betreten, um einzukaufen. Noch nie konnten sie über eigenes Geld verfügen. Die Familien gehören der Ethnie der Paschtunen an, ein Bergvolk, konservativ, verharrend in den Traditionen. Die Männer betrachten Frauen als eine Art Perlen. Frauen sind für sie zerbrechliche Kostbarkeiten, die feste Schalen um sich herum brauchen, fensterlose Mauern, Schutzmauern, Kerkermauern, je nach Perspektive, behütet vor allen Blicken.

Bei unseren ersten Begegnungen vor drei Jahren trauten sie sich kaum, mir in die Augen zu sehen. Jetzt schauen sie mich selbstbewusst an; daran messe ich für mich den Fortschritt.

Das sind also meine neuen Nachbarn. Sie alle wohnen weniger als fünf Gehminuten von mir entfernt: Waheedullah Masoud, genannt Waheed; wenn ich aus Afghanistan berichtete, war er mein Übersetzer. Seine Frau Saliha samt neun Kindern. Er hat lange für die US-Truppen gearbeitet, nie hat er Bart getragen. Fast wirkt er wie ein Amerikaner.

Gul Mina, die Witwe meines Mitarbeiters Amdadullah in der Provinz Nangahar, der wenige Tage vor dem Regimewechsel ermordet wurde. Ihre vier Kinder. Immer wieder bricht Gul Mina in den ersten Monaten in Tränen aus. Als ich ihr den Laptop ihres Mannes aus Afghanistan mitbringe, presst sie den Computer an ihre Brust und hält ihn lange weinend eng umschlossen. Die drei Söhne sind hyperaktiv, kommen nie zur



Ruhe, zerren und ziehen. Zu meinem Nachbarn wurde auch: Ezatullah Khoganyi, Ex-Verkehrspolizist, einer der drei Brüder des Toten, der als männlicher Begleiter mit der Witwe ausreisen musste, das verlangten die Taliban. Kann nicht lesen und schreiben, dazu seine Frau, die es auch nicht kann, und ihre sechs Kinder.

Die Hälfte der Familie Mirzad mit vier Personen. Osman Mirzad hatte in Kundus eine deutsche Hilfsorganisation geleitet. Zwei Söhne, eine Tochter. Alle Opfer der Taliban: der älteste Sohn Najibullah, 37, angeschossen, Omar, 18, entführt und gegen Lösegeld freigelassen, die Tochter, Moqadasa, 21, auf dem Nachhauseweg von der Universität mit Messern verletzt. Ihre Mutter, zwei Töchter, 19 und 16 Jahre alt, und ein Sohn, der ist sechs, sind durch die chaotischen Umstände der Flucht in Afghanistan zurückgeblieben – täglich telefonieren sie.

»Ich werde in einem halben Jahr Deutsch können«, sagte Waheed Masoud zu Beginn optimistisch. Schließlich kann er 21 paschtunische Dialekte, Dari, Englisch und etwas Urdu.

»Ich werde lernen, lernen, lernen«, sagte auch Osman Mirzad. Das sagten auch die Frauen. Das sagten alle.

Nur einzelne Worte kommen ihnen knapp drei Jahre später auf Deutsch über die Lippen. Die vielen Hundert Stunden Unterricht, die Kurse in der Volkshochschule oder bei anderen Trägern, haben wenige Spuren hinterlassen. Kaum jemand beherrscht ganze Sätze. »Guten Tag.« – »Gut geht dir?« – »Gut geht mir.« Die Ausnahme sind die Kinder. Sie haben keine Wahl. Jeden Tag neu beginnt für sie auf ihren Schulen der sprachliche Überlebenskampf. Wer in der Gruppe älter als Anfang zwanzig ist, tut sich schwer. Jenseits dieser Grenze scheint es beim Spracherwerb eine Art Schallmauer zu geben, die nur ganz wenige durchbrechen können.

Im dritten Jahr wohnen die meisten Familien noch genau dort, wo sie die Kleinbusse bei ihrer Ankunft abgesetzt haben. Das Flüchtlingsheim ist eine alte Fabrik aus dem 19. Jahrhundert, die notdürftig umgebaut wurde. Hohe Zimmer, dünne Trennwände, Boden aus PVC, Gemeinschaftsbäder und Gemeinschaftsküchen, gemütlich geht anders. Die Kinder spielen auf dem Parkplatz davor. Es gibt Spannungen zwischen den afghanischen Familien, einer syrischen Familie und einigen Männern aus Eritrea.



Streit um die Putzordnung, um Lärm, Kochtöpfe voller Reis, die mysteriös aus der Küche verschwinden.

Nur die Masouds haben bisher den Auszug geschafft; der Kontakt einer Freundin, ein Glücksfall, sagen alle. Der Glücksfall: ein kleines Fachwerkhaus in der Stadtmitte. Elf Personen unter einem Dach. 1.250 Euro Kaltmiete. Wenig Licht. Kleine, enge Räume. Das Haus ist nicht isoliert, weil seit Jahrzehnten nicht mehr saniert, die Kinder schlafen zum Teil zu dritt in einem Zimmer. Aber die Masouds sind glücklich, endlich wieder als Familie Privatsphäre zu haben.

Waheed Masoud, der in Afghanistan schon vielen Berufen nachgegangen ist, als Übersetzer für die US-Truppen, als Bauunternehmer, der Schulen baute, als Edelsteinhändler, als Händler für Altbatterien, der sich vergeblich auf diverse Bürgermeisterposten bewarb, tut sich mit dem Deutschkurs schwer. Er ist unruhig, verlässt immer wieder den Unterricht, telefoniert ständig mit Brüdern und Freunden in Afghanistan. Er hat einen Großteil seiner Familie nach Deutschland retten können. Doch die, die es nicht geschafft haben, ringen noch täglich im Chaos des neuen Taliban-Regimes ums Überleben.

»Jeder glaubt, ich kann helfen«, klagt er. Er leidet unter Schlafproblemen. Seine Frau Saliha wird schwanger, zweimal hintereinander, beide Male verliert sie das Kind.

Die älteste Tochter Waheeds, Aisha, 18 Jahre alt, lebt die ersten Monate in Reutlingen wie unsichtbar – verhüllt in schwarzen Tüchern. Ihre Mutter, die erste Frau Waheeds, ist mit 41 Jahren noch in Kabul an Corona verstorben. Saliha, ihre Stiefmutter, hatte sie bis dahin kaum gesehen. Die ältesten der Brüder, die von der gleichen Mutter stammen, 18 und 16 Jahre alt, sind ihr wenig Hilfe. Sie schweigen viel, sind verschlossen, haben mit sich selbst zu tun. Aisha traut sich kaum aus dem Zimmer. Immer wieder verläuft sie sich in der Stadt. Es dauert mehr als ein Jahr, bis sie sich etwas öffnet. Eine deutsche Helferin nimmt sich ihrer an, unternimmt Ausflüge, überredet sie zur Reittherapie, was ihr guttut, doch bald wird Aisha wieder ganz verschwinden.

Aisha ist verlobt. Oder bereits verheiratet. So ganz klar wird das dem deutschen Umfeld nicht. Noch aus Afghanistan heraus hatten ihre Mutter und ihre Großmutter das



Mädchen mit dem Sohn einer befreundeten Familie liiert. Hamid. Der war mit 14 Jahren nach Deutschland geflohen, ist jetzt 24 Jahre alt. Damals schien das den Familien ein guter Deal. Für die Masouds profitabel, weil sie so die Hoffnung haben konnten, ein Familienmitglied ins sichere Ausland zu bringen. Für die Familie Hamids die Gewissheit, dass der Sprössling eine fromme Muslimin ehelicht. Die Frömmigkeit der Mädchen ist vielen paschtunischen Familien nicht nur aus religiösen Gründen wichtig, sondern auch aus finanziellen. Die weibliche Keuschheit als Anlage-Kapital. Fast alle Ehen in Afghanistan sind von den Eltern arrangiert. Es wird ein Ehevertrag aufgesetzt, es fließt Geld.

»Er ist meine Liebe«, sagt Aisha einer anderen Afghanin. »Wie kannst du ihn lieben, wenn du ihn noch nie gesehen hast?«, fragt die zurück. So schildert sie das später. »Du hast keinen Mann«, erwidert Aisha. »Du hast keine Ahnung von der Liebe.« Die Verbindung ist für Aisha eine heilige Pflicht. Aisha fragt Hamid am Telefon immerfort um Rat, obwohl sie ihn erst in Deutschland zum ersten Mal trifft. Hamid will eine Frau, die ganz allein ihm gehört. Schließlich, so wird erzählt, verbietet er ihr den Umgang mit Afghaninnen, die liberaler sind als sie. Des schlechten Einflusses wegen.

Einzelne deutsche Helferinnen beginnen sich zurückzuziehen, irritiert von der arrangierten Ehe. »Ich habe nicht mein Leben lang für Frauenrechte gekämpft, um das jetzt zu unterstützen«, sagt eine von ihnen.

Ich sage, habt Geduld. Jeder kleinste Fortschritt ist ein großer. Nicht immer glaube ich mir selbst.

Waheed ist nicht glücklich mit dem alten Ehevertrag, jetzt, wo sie in Deutschland sind. Er hätte gerne, dass Aisha zunächst Deutsch lernt, die Schule beendet, eine Ausbildung absolviert. Außerdem wird sie gebraucht für den Haushalt der vielköpfigen Familie. Aber Hamid drängt. Nach außen hin ist er eine gute Partie, lebt in einer Zweizimmerwohnung im baden-württembergischen Tauberbischofsheim, verfügt über ein gutes Einkommen und spricht gutes Deutsch, ist angestellt in der Verwaltung der Polizeihochschule. Die Familien in Afghanistan drängen auf Vertragserfüllung, besonders Waheeds Mutter. Sie fürchtet Feindseligkeiten zwischen den Familien in Afghanistan, sollte Waheed die Ehe verzögern.



Man einigt sich nach vielen Stunden Verhandlungen: Hamid verpflichtet sich, die Hälfte der Jobcenter-Gelder, die bisher die Masouds für ihre Tochter bekommen haben (aber durch deren Umzug zu Hamid nicht mehr bekommen werden), an die Familie zu zahlen. Er verpflichtet sich, ihr Sprachkurse zu finanzieren und Goldschmuck für mehrere Hundert Euro. Es gibt keine Feier, weil sich Waheed verweigert. Hamid fährt eines Tages vor und holt sie ab. Wenn er Aisha alle paar Monate nach Reutlingen fährt, damit sie Familie und Bekannte besuchen kann, verschleiern sich die Frauen doppelt streng. Er verbietet, Aisha zu fotografieren, was früher kein Problem war. Den Geschwistern von Aisha wird er zum Vorbild: Beruflich ist er in Deutschland erfolgreich und lebt trotzdem die alten paschtunischen Werte. Mit dem Gehalt der Polizei zahlt er den Preis seiner Braut ab.

Nach nur wenigen Wochen ist Aisha schwanger. Noch immer kann sie nur wenige Brocken Deutsch.

Die anderen Frauen der Gruppe werden allmählich selbstständiger, in winzigen Schritten, gezwungenermaßen. »Ich weiß jetzt, dass ich hier in Deutschland beides sein muss, Mann und Frau«, sagt Gul Mina nach über einem Jahr. Sie traut sich allein mit Zug und Bus nach Stuttgart. Sie behauptet sich. Sie hat den Plan, mit ihren Kindern eine eigene Wohnung zu beziehen. Allerdings spricht sie immer noch so gut wie kein Deutsch. Sie hat Mühe, zu lernen. »Ich bekomme Kopfschmerzen«, sagt sie nach wenigen Minuten Konzentration. Sie verlässt sich jetzt auf die Übersetzungen ihrer ältesten beiden Söhne, elf und zwölf.

Gul Mina drängt es auch aus dem Heim, weil sie Abstand zu Ezatullah will, dem Bruder ihres verstorbenen Mannes. Schon in Afghanistan haben sich die beiden Familien nicht allzu gut verstanden. Nach der Tradition wäre jetzt Ezatullah verpflichtet, die Ehefrau seines verstorbenen Bruders zu heiraten, damit sie finanziell abgesichert ist. »Du musst ihn nicht heiraten«, raten ihr im Heim andere Afghaninnen. »Du brauchst keinen Mann, du hast das Jobcenter.«

Die Witwe widersteht dem Druck der Familie. Im vergangenen Sommer will sie ein Zeichen ihrer neuen Unabhängigkeit setzen und reist zu einer Cousine nach Belgien, allein, nur mit den Kindern. Flixbus. Die Hinfahrt gelingt. Auf der Rückfahrt, beim



Umsteigen, jedoch verspätet sich der Anschluss-Bus um wenige Minuten. Gul Mina versteht die Situation nicht und bekommt Angst. Sie ruft ein Taxi und lässt sich darin die ganze Strecke von Frankreich nach Baden-Württemberg chauffieren, was mehr als 500 Euro kostet. Ein Vermögen. Sie sammelt Geld von den anderen Familien. Eine Schmach. Tagelang machen sich alle über sie lustig, immer wieder bricht Gul Mina in Tränen aus.

Waheed versucht für Gul Mina von Flixbus einen Teil des Geldes zurückbekommen, vergeblich.

»Ich möchte nicht mehr darüber reden«, sagt sie.

In dem Maße, wie die Kinder besser Deutsch sprechen, ziehen sich die Frauen wieder auf ihre alte Rolle zurück. Nie sind sie früher zur Schule gegangen, nie haben sie gelernt, sich methodisch Wissen anzueignen. Die Scham ist die größte Barriere zwischen ihnen und neuen Erfahrungen. Die Scham, etwas falsch auszusprechen. Die Scham, als unanständig zu gelten. Die Scham, Blicke auf sich zu ziehen.

Sie können mittlerweile den Busfahrplan lesen. Die Linie 1 geht nach Eningen, dort gibt es die günstigsten Schlachtlämmer, die Linie 5 nach Gönningen, dort gibt es vom Bauern die beste Frischmilch, aus der sich Joghurt machen lässt. Sie kennen Rewe, Lidl, die wöchentlich wechselnden Sonderangebote. Sie sind mit den Schuladressen ihrer Kinder vertraut, auch wenn sie die Namen dieser Schulen immer noch nur schwer aussprechen können: Eduard-Spranger-Schule, Wilhelm-Hauff, Hermann-Kurz. Die Geografie der Stadt, in die sie das Schicksal verschlagen hat, haben sie sich in den vergangenen drei Jahren ihren Bedürfnissen entsprechend erschlossen.

Die Zeit des hoffnungsvollen Beginns, die ersten Monate in Deutschland, als auch die Frauen sich offen zeigten für neue Erfahrungen, ist fast vorbei. Bald schaffen sie sich in Reutlingen ihr eigenes Afghanistan. Sie verkehren fast nur mit Afghaninnen, genauer: Paschtuninnen. Sie gehen zum paschtunischen Zahnarzt nach Stuttgart. Sie rühren nach fast drei Jahren immer noch kein deutsches Essen an. Sie haben Sorge, dass es nicht halal sei. Wichtiger noch: Sie ekeln sich. Das Fremde schmeckt unheimlich, seine Öle, seine Gewürze.



Die Männer haben es da einfacher. Sie waren schon in Afghanistan mobiler als die Frauen, haben häufiger als sie neue Eindrücke verarbeiten müssen.

Die Frauen sind wie Gefangene, die ihr ganzes Leben in einer Zelle gehalten worden sind und jetzt durch die offene Kerkertür treten sollen. Eine enorme Kraftanstrengung.

Sie schauen auf die Menschen, die ihre neue Welt bevölkern, mit einem Blick, als wären es Pappfiguren, die durch ihr Sichtfeld geschoben werden. Als würden diese gar nicht wirklich existieren. Sie tun sich schwer, zu begreifen, warum die Leute tun, was sie tun. Was sie antreibt. Was in Deutschland Freude bedeutet, was Glück. Es erschließt sich ihnen nicht. Meist scheitern sie schon am Entschlüsseln der Mimik. Die hat in Afghanistan oft eine andere Bedeutung.

Das irritiert die, die ihnen in der neuen Heimat helfen wollen. Die Neuankömmlinge sind freundlich und dankbar, aber sie stellen keine Fragen. Es ist manchmal, als wäre eine Glaswand zwischen ihnen und mir. Nie fragen sie mich, wie es mir geht, was mich beschäftigt, was mich bewegt. Die Sprache ist dabei nur eine von vielen Hürden.

Afghanistan und Reutlingen verschmelzen nicht, weil sich die Kreise beider Welten kaum berühren. Es gibt wenig gemeinsame Themen. Das hat oft einen schlichten Grund:

Die einen arbeiten.

Die anderen bekommen das Geld vom Jobcenter.

Arbeit, das wird im Verlauf der drei Jahre immer klarer, ist der goldene Weg zur Integration. Die Mitglieder der Gruppe fallen unter den Ortskräfte-Paragrafen, sind keine Asylbewerber, das heißt: Sie dürfen vom ersten Tag an arbeiten und sind berechtigt, Bürgergeld zu beziehen.

Najibullah arbeitet. Ausgerechnet er. Der älteste Sohn von Osman Mirzad. Opfer eines Anschlags in Kundus, seine Frau und zwei Töchter warten noch in Afghanistan auf die Familienzusammenführung. Najibullah drohte in den ersten Monaten im Heim in eine tiefe Depression zu versinken. Er schottete sich ab, rauchte Kette. Vor



anderthalb Jahren brach er die Deutschkurse ab und begann in Vollzeit bei einer Wäscherei. Samstags spült er als Aushilfe die Holztröge eines Olivenstandes auf dem Wochenmarkt. Er ist abends erschöpft, aber nicht mehr depressiv. Sein Deutsch ist besser geworden.

Im Sommer will er einen Kurs für Fortgeschrittene beginnen, damit er sich mit dem Zertifikat um einen besser bezahlten Job bewerben kann.

Sein Vater, Osman, früher Direktor einer Hilfsorganisation, 58, Verwalter einer Fabrik, versucht sich als Zeitungsausträger. Nach nur einem Tag bricht er ab. Auch er kann kaum lesen und schreiben. Er kann sich die 46 Adressen nicht merken, er verläuft sich. Er gibt auf.

Ich bin zunächst fassungslos, aber tatsächlich ist es so: Viele Afghanen haben große Probleme mit dem Orientierungssinn. Selten besucht man in Afghanistan fremde Wohnviertel oder Orte, die man nicht kennt. Das Unbekannte birgt in Afghanistan Gefahren.

Moqadasa arbeitet. Sie war anfangs in der Gruppe der Afghanen die Senkrechtstarterin. Sie stürzte sich geradezu in die neue Kultur. Schloss sich einer Frauenfußballmannschaft an. Machte ein Praktikum in einem Kontaktcafé für psychisch Kranke. Sie verhandelte mit den Behörden, kümmerte sich um alles, versuchte alles, um ihre Mutter und drei Geschwister aus Afghanistan nachzuholen, dann stieg sie eines Tages nach einem Besuch bei einer befreundeten Familie aus einem Nahverkehrs-Bus und kollabierte mit Schreikrämpfen auf dem Bürgersteig. Als Notfall kam Moqadasa auf die geschlossene Abteilung der Psychiatrie.

Die anderen Frauen begannen zu tuscheln: Moqadasa, die zu selbstbewusst ist. Man sieht, wohin das eine Frau führt: in den Wahnsinn. Moqadasa hörte beim Kontaktcafé auf, hörte auf, Fußball zu spielen. »Was wird aus meiner Familie, wenn ich mir den Fuß breche?«, sagte sie. Doch dann, über Monate, kämpfte sie sich wieder zurück. Begann in einer Sportgaststätte zu arbeiten, das tut sie immer noch, nach zwei Jahren legte sie das Kopftuch ab. Die Frauen der Familien, außer Gul Mina, halten seither Abstand zu ihr.



Ezatullah arbeitet nicht. Er hat es im Rücken, sagt er, und eine Mehlallergie und reagiert außerdem allergisch auf Kälte – was stimmt. Den ganzen Winter leidet er unter schweren Hustenanfällen. »Ich habe einen Plan«, eröffnet er im Frühjahr. Seine Idee: Er will in der Fußgängerzone bunte Luftballons verkaufen, so wie das in Kabul viele Straßenhändler tun. Ihm ist nicht klar, dass er dafür eine Firma anmelden, Buchhaltung führen, Steuern zahlen muss. Das alles auf Deutsch, das Ezatullah bisher nur sehr dürr beherrscht. Ich arrangiere ihm einen Termin bei einer Zeitarbeitsfirma, gehe mit, zu einer freundlichen, entschiedenen Frau, die erklärt, sie arbeiteten auch mit Menschen ohne Sprachkenntnisse. Vielleicht kann sie ihn als Aushilfe in einer Schulkantine unterbringen. Sagt sie. Er nickt.

»Warum soll ich arbeiten!?!«, klagt er aber zurück im Heim. Er zählt drei syrische Familien auf, die er kennt und die seit zehn Jahren in Deutschland seien, genügend Geld bekämen, und immer noch nicht arbeiten würden. »Warum ich?!«, fragt er. Finanziell ist für ihn die Arbeit wenig attraktiv.

Er erhält mit seinen sechs Kindern vom Jobcenter jeden Monat mehrere Tausend Euro. Jeden Monat überweist er seinen Brüdern in Afghanistan Geld für den Aufbau eines kleinen Handelsunternehmens. Die Zukunft dort liegt Ezatullah immer noch näher als die Zukunft hier.

Das deutsche System fordert ihn nicht. Das Jobcenter schicke keine Stellenangebote, sagt er. Es lässt ihn keinen Lebenslauf schreiben. Der Arbeitsvermittler drängt ihn nicht, nach Arbeit zu suchen. Das gilt für Ezatullah wie für alle anderen Erwachsenen der Reutlinger Gruppe. Die Berater wollen abwarten, bis die Flüchtlinge über das Programm der Sprachkurse einigermaßen Deutsch gelernt haben – nur scheitern die meisten in den Sprachkursen. Ein System im Leerlauf.

Auch Waheedullah, den alle nur Waheed nennen, arbeitet nicht. Einen Aushilfsjob als Arbeiter auf dem Wochenmarkt hat er nach nur einem Tag seinem ältesten Sohn weitergegeben. Er sagte es nicht, aber es ist klar, das Packen von Gemüse ist unter seiner Würde. Eine Weile liebäugelt er mit dem Gedanken, Busfahrer zu werden. Wie will er aber seinen Führerschein umschreiben lassen bei seinem Deutsch?



Mittlerweile leidet auch sein Selbstvertrauen. Ist er in der Lage, zweifelt er, noch einmal neu anzufangen?

Er verfolgt jetzt einen alten Plan. Er will an den Handel mit Edelsteinen anknüpfen, den er, erfolglos allerdings, vor Jahren in Afghanistan begonnen hat. Edelsteine, seine Leidenschaft. Kein anderes Thema lässt ihn so lebendig werden. Er kauft sich ein Spektroskop, mit dem man den Reinheitsgrad von Mineralien bestimmen kann, verkauft in Kabul ein Stück Land, lässt dafür seine Brüder Steine kaufen. Er lässt sich einige von ihnen nach Deutschland schicken und fährt damit nach Offenburg und Idar-Oberstein, um sie dort von Fachleuten prüfen zu lassen, über ein Jahr lang. Noch hat er nichts verkauft. Er wägt ab, prüft. Er schwärmt von möglichen Gewinnen in Millionenhöhe. Er träumt, denke ich, aber was weiß ich schon. Ich kenne mich nicht mit Edelsteinen aus. Und es gibt für ihn auch keinen Grund, aufzuhören, seinen Traum zu träumen.

Das Jobcenter zahlt auch den kinderreichen Masouds, Waheeds Familie, mehrere Tausend Euro, dazu kommt die Miete, dazu Heizungsgeld. Es gibt für ihn keinen großen Anreiz, zu arbeiten. Fast ist es eine Kunst, sich von diesen Geldern nicht sedieren zu lassen. Versorgt bis zur Bewegungslosigkeit. Und wo soll Waheed auch die Zeit hernehmen für die Arbeit? Er ist es, der die Familie nach außen hin vertritt, ganz so wie in Afghanistan.

Er geht auf die Elternabende, aufs Amt, zum Arzt. Immer wieder zum Arzt, immer wieder aufs Amt. Deutsche Eltern klagen schon bei zwei Kindern über Stress, die Masouds haben acht. Saliha, Waheeds Frau, entlastet ihn nur wenig. Ihr Deutsch beschränkt sich auf die Vokabeln für Gemüse und Fleischsorten. Sie sucht nicht den Kontakt mit Menschen außerhalb der eigenen Familie. Sie kauft ein, hat sich auf Sonderangebote spezialisiert, kocht, bleibt im Haus.

Auf diese Weise befinden sich die meisten der 33 Menschen, die vor drei Jahren in Deutschland ankamen, immer noch in einer Warteschleife. Sie warten darauf, dass das Leben neu beginnt, was schwer ist, weil das alte Leben weitergeht. Sie leben in zwei Realitäten, sind Bewohner zweier Universen, sind mal vom einen stärker angezogen, mal vom anderen.



Die ganze Situation ist eine wechselseitige Zumutung – für mich, die anderen Helfer, die immer wieder an paschtunischen Traditionen scheitern, für sie, die sich plötzlich wieder wie Kinder fühlen müssen.

Ende Januar gelingt es endlich, die andere Hälfte der Familie Mirzad nach Deutschland zu holen. Mutter, zwei Töchter, ein siebenjähriger Sohn. Schon beim Umsteigen in Istanbul, gleich nachdem sie die Maschine verlassen haben, legen die Frauen ihre Schleier ab. »Ihr werdet in Deutschland leben«, hatte ihnen Moqadasa zuvor gesagt. »Ihr seid frei.«

Moqadasa und ihr großer Optimismus.

Mit jedem Monat werden die Kinder ihren Eltern überlegener. Schon die Achtjährigen können die neue Welt mittlerweile besser dechiffrieren. Das sorgt bei den Erwachsenen für Unbehagen, besonders bei den Müttern. Sie haben Angst, ihre Kinder zu verlieren, besonders die Mädchen, an die Sünde, an das Neue, an eine Welt, in der die Mütter ihre Töchter nicht mehr begleiten können. In der sie sie nicht mehr beschützen können. Deshalb schicken sie sie in den Koranunterricht, nach der Schule, jeden Tag.

In einem Wohnblock unmittelbar neben dem Flüchtlingsheim hat eine junge Pakistanerin eine inoffizielle Koranschule aufgemacht. Es heißt, dass sie erst vor wenigen Monaten nach Deutschland gekommen ist. Ihr Mann, mit dem sie frisch verheiratet ist, auch ein Pakistaner, hat sie über den Familiennachzug nach Reutlingen geholt. 20 bis 30 Kinder unterrichtet sie dort nun gegen eine kleine Gebühr. Die Kinder geben ihre Telefonnummer nicht weiter, weil, so sagen sie, die Koranlehrerin ihnen das verboten habe. Deutsche sollten möglichst davon nicht erfahren. Die Behörden wissen nicht von ihr. Die Mütter interessieren sich nicht für Details des Unterrichts. Das haben sie schon in Afghanistan nicht getan. Sie empfehlen sich die Lehrerin gegenseitig. Niemand weiß, was genau sie den Kindern beibringt. Aber seit sie zu dieser Lehrerin gehen, ziehen einige der älteren Mädchen wieder ihre Kopftücher enger.

»Ich will Künstlerin werden!«, sagt eines der 13-jährigen Mädchen. »Ich will als Krankenpflegerin arbeiten!«, sagt eine der Töchter von Waheed. »Ich Ärztin!«, sagt eine zweite.



REPORTER:INNEN
forum

So ringt in diesen Monaten die eine Zukunft mit der anderen. Ein stilles Drama in den Köpfen der Kinder, das sich nicht nur in Reutlingen abspielt, sondern an vielen Orten in Deutschland. Noch ist sein Ausgang nicht entschieden.

Das hoffe ich.